



## Was bleibt von Jesus?

*Leben und Wirken: Was wissen wir von Jesus?*

Daß das Thema des heutigen Abends als Frage formuliert ist, mag Ihnen vielleicht befremdlich erscheinen: Was bleibt von Jesus? Wieso sollte dies eine Frage sein – so der berechtigte Einwand –, wir haben doch die ganze neutestamentliche Überlieferung, darunter die vier Evangelien, die uns ausdrücklich darüber in Kenntnis setzen, wie das war mit Leben, Tod und Auferstehung Jesu von Nazaret.

Tja, und genau dies ist das Problem. Die Schriften des Neuen Testaments, insbesondere die Evangelien, sind ja alles andere als einfache Tatsachenberichte. Sie sind Bekenntnisschriften; d.h. sie sind verfaßt von einer Gemeinschaft von Glaubenden, die das Fundament ihres Glaubens, d.h. das, was in, durch und mit Jesus von Nazaret geschehen ist, in seiner Bedeutung festhalten wollen, als Maßstab, Orientierung und als werbendes Glaubenszeugnis für ihre und alle folgenden Generationen. Und hinter dieses Glaubenszeugnis der Gemeinde – so hat es einmal der bekannte evangelische Neutestamentler, Rudolf Bultmann, formuliert – kommen wir heute nicht mehr zurück.

Ich möchte die sich damit abzeichnende Problematik am heutigen Abend in mehreren Schritten angehen. Zum ersten: Wie ist das mit dem historischen Jesus? Was wissen wir von ihm, seinem Wirken, seiner Botschaft? Was hat er gewollt? Zum zweiten: Was ist daran heute noch wichtig? Worauf käme es an? Also: Was bleibt eigentlich von diesem Jesus? Und am Ende möchte ich die Frage stellen: Ist daraus so etwas wie eine Wesensbestimmung des Christlichen abzuleiten, die uns auch heute noch als Basis, als tragendes existentielles Fundament dienen könnte? Was hat dieser Jesus gebracht?

*Zum Ersten: Was wissen wir eigentlich von diesem Jesus von Nazaret?*

Ist es nicht das entscheidende Grundproblem, dass wir keine ‚objektiven Berichte‘, sondern ‚nur‘ Glaubenssurkunden besitzen, Texte, die – im Nachhinein geschrieben – nur das überliefert haben, was den Menschen, die sie geschrieben haben, wichtig geworden und der Weitergabe wert war, weil es da etwas gab, dass sie gepackt hatte? Zu allem Überfluß taten sie das auch noch auf keine andere Weise, als in menschlichen Worten, mit den Mitteln menschlicher Erzählweise und zeitgeschichtlich bedingter Erzählkultur, mit allem, was zum biblischen ‚Fabulieren‘ dazu gehört – eine bunte Bildersprache, altorientalische Erzähltraditionen; biblischer Jargon; ja – noch persönlicher – allein mit dem euphorischen Blick und der begeistert werbenden Sprache, die jeden bestimmt, dessen Herz übervoll ist von dem, was ihn selbst bewegt und was er anderen weitergeben möchte. Geschichte und Historie, Bekenntnis und Verkündigung sind bei den Erzählungen der Bibel kaum mehr voneinander zu trennen.

Und dennoch bemüht sich seit über 200 Jahren ein Zweig der theologischen Wissenschaft darum, möglichst nahe an das heranzukommen, was man als den historischen, den authentischen Kern des Geschehens in, mit und um diesen Jesus versteht; und so das festzustellen, was von diesem Jesus über die Jahrhunderte hinweg geblieben ist. Man ist bemüht um die Historizität jenes *einen* Wortes, die historische Realität jener

einen Tat, die Plausibelmachung jenes *einen* Geschehens, um den Jesus wiederzuentdecken, so wie er war und das festzuhalten, was an ihm wichtig war. Man entwickelt seine Methoden, um hinter das vorliegende Zeugnis der Evangelien, vorbei am redaktionellen Interesse der Schreiber, Schicht für Schicht bis zur ältesten Schicht - Jesus selbst - zurückzugelangen. Und - man scheitert damit kläglich! "Nicht nur die Epochen" - so formulierte es einmal Albert Schweitzer - "nicht nur die Epochen fanden sich in [Jesus] wieder: jeder einzelne schuf ihn nach seiner [eigenen] Persönlichkeit. Es gibt kein persönlicheres historisches Unternehmen, als ein Leben-Jesu zu schreiben". Was wissen wir also von Jesus? Auf den ersten Blick: Wenig...

Bis heute hat die exegetische Wissenschaft ein ausgefeiltes Instrumentar und eine differenzierte Methode für dieses historische Zurückfragen, dieses ‚Ausgraben‘, entwickelt, und kommt dabei doch über vorsichtig formulierte Wahrscheinlichkeitsurteile nicht hinaus. Man kann die Sache auch pessimistischer formulieren: Außer groben Eckdaten und reichlich unspektakulären Rahmenbedingungen ist, historisch gesehen, kein Blumenpott zu gewinnen. Daneben ist die mit viel Wissenschaftlichkeit gewonnene und betriebene, sogenannte ‚historisch-kritische Methode‘ über manche, sie von Anfang an kennzeichnenden Kinderkrankheiten nie hinweggekommen: Zeichnet sich z. B. das, was Jesus spricht und tut, nun dadurch aus, daß er es im Gegensatz zu seiner Umwelt tut, oder dadurch, daß er es innerhalb einer vorhandenen Grundbewegung seiner Umwelt, vielleicht nur mit eigener Pointe tut? Dazu eine kleine Nebenbemerkung: Nicht ohne Grund schleichen sich in dieser Frage um mögliche Unterscheidungsmerkmale und Echtheitskriterien für eine ‚ipsissima vox‘ Jesu mehr oder minder subtile Antijudaismen ein. So mußte lange Zeit einfach Jesu Gesetzesinterpretation progressiver und offener sein als die der jüdisch(-reaktionären?) Pharisäer. So mußte sich Jesu liebender Abba-Vater-Gott von einem im Grunde völlig verzeichneten jüdisch-alttestamentlichen Rache-Gott unterscheiden. Diese - zugegebenermaßen übertriebenen - Beispiele, ließen sich beliebig vermehren. Hier ist also Vorsicht geboten! Denn weder zur Zeit Jesu, noch heute, gab und gibt es *das* Judentum, von dem man Jesus dann bequem abgrenzen hätte können. Weder kontextuelle Plausibilität noch kontextuelle Individualität sind letztlich tragfähige Kriterien, um damit so etwas wie ein echtes Wort oder eine echte Tat Jesu rekonstruieren zu können.

Und ein weiteres. Bei der Erforschung des typischen Jesus-Profiles findet man häufig folgende Argumentationslinie: Gerade praktische Konsequenzen und theologische Ausfaltungen werden als 'spätere Gemeindebildung aufgrund veränderter Interessenslage', also als 'unhistorisch' deklariert (Welche Konsequenz hat eigentlich ein solches Etikett für den Inhalt?). Zumeist tritt dieser Fragestellung dann noch das Problem zur Seite, ob eine spätere Entwicklung der urchristlichen Gemeinden nun in die Fußstapfen Jesu tritt oder ob sie sich von ihm entfernt; ob also die Gemeinde in ihrer Praxis in Kontinuität zu Jesus steht oder ob sie gar mit ihm bricht. Und dann wirkt es schon seltsam, wenn man einer vom Jesusereignis getroffenen und dieses auslegende, d.h. dieses in ihrem praktischen Lebensvollzug wirksam werden lassende und verkündigende Gemeinde zunächst mit einer expliziten Hermeneutik des Verdachts begegnen muss (Motto: Kirche und Dogma haben Jesus verfälscht). Zugleich offenbart eine solche Hermeneutik des Verdachts auch so etwas wie den inneren Beweggrund der historischen Rückfrage als ganzer: Man muß den historischen Jesus nicht von seiner, in kirchlichen Interessen begründeten Überfrachtung befreien, um so den reinen, authentischen Jesus als Kriterium gegen genau diese Überfrachtung ins Feld führen zu können. Wo die Überlieferungsgemeinschaft 'Kirche' in ihrer realen Erscheinungsweise fraglich wird, bedarf es einer neuen Versicherung im Schritt zurück hinter diese Überlieferungsgemeinschaft. Kein Wunder, dass die Ursprünge der historisch-kritischen Exegese in der ‚Bugwelle‘ der Reformation liegen. Konsequenz daraus ist aber doch die: Auch eine Rückfrage unter der Vorgabe eines Konfliktpotentials zwischen historischem Jesus und urchristlicher Gemeinde/Kirche bietet keine Kriterien für historische Echtheit oder Unechtheit. Seien wir also ehrlich: "Die Echtheit oder Unechtheit keines einzigen Jesuswortes und keiner Jesustat läßt sich erweisen. [...] Alle Kriterien über Echtheit haben versagt", so ebenso provokant wie pointiert der im letzten Jahr verstorbene renommierte evangelische Neutestamentler Klaus Berger (193).

Stehen wir also nun mit leeren Händen da? In gewisser Weise: Ja, aber auch nein! Denn es gibt durchaus auch andere Möglichkeiten; aber dazu ist eine kritische Hinterfragung allzu gewohnter Selbstverständlichkeiten notwendig. Ich möchte das, was ich meine, an einem konkreten Beispiel, der Frage nach den Wundern Jesu, erläutern.

Die Evangelien berichten uns verschiedenste Wundertaten: Exorzismen, Krankenheilungen, wunderbare Speisungen, Seesturmstillung, Seewandel, ja sogar Totenerweckungen.

Die historisch-kritische Rückfrage läßt davon nicht allzuviel übrig:

Jesus ist ein überaus begabter Charismatiker; er hat sozusagen ein Händchen für die Menschen und ihre Bedürfnisse. Freilich fällt damit weder Jesus aus dem Rahmen der damals ja noch häufiger anzutreffenden Persönlichkeiten mit besonderer 'Wirkung'; noch fallen die Bedürfnisse und die Offenheit der Menschen damals aus dem Rahmen des übrigen auch heute noch Üblichen. Damals wie heute gilt nämlich: Wunder sind dort am nächsten, wo die Sehnsucht nach ihnen am größten sind.

Katholisch formuliert: Fahren Sie doch einfach mal nach Lourdes oder Fatima. Falls Ihnen das zu katholisch ist oder Sie mit der Mutter des Herrn nichts anfangen können: Versuchen Sie es doch einmal mit einem charismatisch-pfingstlerischen Erweckungsgottesdienst (Latein-)amerikanischer Spielart: Massenheilungen zuhauf, telegen inszeniert für die zahlungskräftige Bildschirmgemeinde. Und falls Ihnen beide Varianten zu christlich sind: Probieren Sie es doch einfach einmal mit der fernöstlichen Guru-Esoterik-Ecke! Also: Wunder heute? - Kein Problem!

Noch weniger sind sie ein Problem in einer Zeit und einer Kultur, die im Gegensatz zu unserer modernen Zeit zum einen nichts daran findet, an überirdische und unheimliche Mächte zu glauben, oder die zum anderen - und das ist eigentlich zum Verständnis der biblischen Geschichten noch wichtiger, und wohl der eigentliche Unterschied zur heutigen Wundergläubigkeit - die also zum anderen strikt daran festhält, daß diese Welt Gottes Einflußsphäre ist und bleibt, daß Gott nicht ein im Jenseits für sich bleibendes Grundprinzip oder eine unheimliche und unbestimmt wirkende Kraft ist, sondern daß er der seine Schöpfung durch die Geschichte begleitende Herr ist. Erzählen die biblischen Autoren von Wundern, so ist genau dieses das eigentliche Ziel: das ‚Herr‘-Sein und ‚Herr‘-Bleiben Gottes über diese Welt und seine bleibende Nähe und Zugewandtheit zu bekennen.

Was macht man also historisch-kritisch mit so eklatanten Wundererzählungen wie Speisungswunder, Seewandel oder gar Totenerweckungen? Gemeindebildung, sagt uns die neutestamentliche Wissenschaft. Man schreibt Jesus aus theologischen Gründen das zu, was ihn auf dem Hintergrund der alttestamentlichen Überlieferung nach dem Modell von Verheißung und Erfüllung (oder gar Überbietung) als den Gesandten Gottes, den Messias, den Sohn auszeichnet.

Sie haben also die Wahl zwischen 'mythologischer Erfindung der Gemeinde' und 'Jesus - nichts Besonderes' - keine glückliche Wahl!

Dabei will ich es aber nun nicht belassen, ohne nicht wenigstens eine Alternative dazu anzudeuten.

Die zuletzt genannte Argumentationslinie - d.h. der Rückgriff auf die theologische Überlieferung des Alten, besser Ersten Testaments und ihre Indienstrahme für das neutestamentliche Erzählen über Jesus - bietet nämlich die Möglichkeit auf eine ganz andere Art auf den positiven Gehalt der biblischen Erzählungen zurückzugreifen. Denn das, was mit, in und durch Jesus erfahren wird, wird in die Heilsgeschichte Gottes mit Israel, wie sie uns das Erste Testament erzählt, hineingestellt und von dort aus interpretiert. Die befreiende, liebende, beschützende, aber auch Umkehr schenkende und gnadenvolle Zuwendung Gottes wird in Jesus erfahren. Jesus ist ganz Ausdruck des Heilswillens Gottes. Und so ist es kein Zufall, daß z. B. der Kirchenvater Irenäus im 3. Jahrhundert zu den Wundern Jesu sagt: Was sind Wunder? Nichts anderes als die Wiederherstellung der Schöpfung in der Güte, wie sie Gott immer schon gewollt hat. Wunder haben keinen anderen Zweck als genau darauf zu verweisen: auf den Heilswillen Gottes, also jenen allumfassenden Plan Gottes zum Heil des Menschen. Und im Neuen Testament verweisen sie dazu auf Jesus selbst als die Erfüllung dieses Plans, als den konkreten Ort, an dem dieser Heilswille Gottes greifbare Wirklichkeit geworden ist. Dazu schreiben die Gemeinden alle möglichen Geschichten auf. Sie wollen in allem, was sie da erzählen, auf diese Wirklichkeit des Heilswillens Gottes in Jesus zu sprechen kommen, egal ob sie in ihren Geschichten wenig Spektakuläres oder wirklich Wundersames erzählen; egal ob ihr Zeugnis - so formuliert es Augustinus - in Tinte oder in Gold geschrieben ist, die theologische Essenz ist die gleiche: In, durch und mit diesem Jesus von Nazaret wird Gottes Dasein für die Menschen sichtbar.

Dieser Botschaft des Dasein-Gottes-für-die Menschen gilt es die Ohren der Menschen zu öffnen, und in Jesu Leben, Tun und Sprechen wird diese Botschaft in besonderer Weise konkret erfahren. In seiner Person durchbricht Gott selbst die von den Menschen aufgerichteten Mauern der Abhängigkeiten, der Unfreiheiten, des Zwangs, der Selbstverfehlung - der Sünde, wie die Bibel dies alles zusammenfassend nennt -, indem

er seine liebende Kraft durchzusetzen beginnt, um den Menschen dazu zurückzurufen, wozu er ihn geschaffen hat: - zur Freiheit in der Fülle des Lebens! Diese Erfahrung schlägt sich auf vielerlei Weise in den biblischen Geschichten nieder; und an dieser Erfahrung vorbei kann kein biblischer Schriftsteller erzählen. Jeder tut es in der ihm eigenen Sprache, in der ihn leitenden Kraft der Bilder. Da wird die traditionelle Sprach- und Bilderwelt benutzt und zugleich umgestaltet, weil sie das Eigentliche, was man zur Sprache bringen will, doch nur unzureichend umschreibt. Jeder der biblischen Schriftsteller ringt um jenes, ihm eigene neue Lied, um das auszudrücken, was er als die 'Wende der Zeiten', die 'Neuschöpfung der Welt' in Jesus erfahren hat. Und genau diese Perspektive gilt es zu suchen und zu verstehen, will man an das Zeugnis des Neuen Testaments heute heran kommen.

Mein Auge wird zum Maler, und geschickt  
Malt es dein Bild in meines Herzens Tiefe.  
Der Rahmen ist mein Leib, durch den man blickt;  
Des Malers beste Kunst ist Perspektive.  
*(W.Shakespeare, Sonett 24)*

Daher muss ich das Ereignis, das geschehen ist, nicht in mühevoller Kleinarbeit von dem abzuheben versuchen, was der zur Sprache bringt, der es mir erzählt, sondern ich finde es in jener persönlichen Perspektive wieder, lese es ab aus der Kraft dieser Sprache selbst und der Mächtigkeit der Bilder, die es hervorgebracht hat. Eine Suche hinter die bekennende Überlieferung der Gemeinde zurück wäre hier die falsche Richtungsangabe; auf die je eigene Perspektive hin muss ich fragen, denn nur in dieser Perspektive vermag sich das Ereignis Jesu selbst wirklich angemessen Raum zu schaffen und nicht in einem von dieser 'Schale' befreiten historischen 'Kern'.

Was ist nun aber die innere Mitte dessen, was uns die neutestamentlichen Erzählerinnen und Erzähler überliefern wollten? Was hat bei den Menschen so ‚eingeschlagen‘, dass sie zu erzählen beginnen? In Jesus von Nazaret zeigt sich der Heils- und Lebenswille Gottes in unüberbietbarer und konkreter Weise. Er ist der Lebensbringer schlechthin, indem er überall das aufbricht, was Leben schon im Leben zum Tod macht. Durch ihn und in ihm berühren sich Himmel und Erde in eindrücklicher Weise. So geschieht in ihm Heilung und Heil; d.h. in ihm und durch ihn wird menschliches Leben als wirkliches, als Gott gewolltes und von ihm geschenktes Leben erfahrbar Realität. Er bringt für jeden Menschen, der ihm begegnet, ein Leben ans Licht, wie Gott es für diesen Menschen gewollt hat. Dies geschieht, weil Gott selbst in Jesus die Unheil hervorbringenden Strukturen der Welt aufbricht und dem Menschen einen Neuanfang jenseits aller festgefahrene Strukturen ermöglicht. Der Ursprung des Redens der neutestamentlichen Schriftsteller ist also nicht irgendeine religiöse Spekulation, eine archetypische Gestimmtheit oder gar ein supranaturales Event. Es ist die konkrete Begegnung mit diesem konkreten Menschen Jesus selbst. Er verkörpert die göttliche Zuwendung; die Hinwendung des Schöpfers zu seinen Geschöpfen.

Das ist auch die Grundbotschaft der Gleichnisrede Jesu, die nur einen Mittelpunkt hat: Die Rede vom Gottesreich. "Mit dem Gottesreich ist es wie mit ..." - da bricht auf einmal eine ganz andere Wahrheit, die ‚Wahrheit‘ Gottes, in die ach so gewohnte Umwelt der Zuhörenden ein. Da wird mit geradezu gewöhnlichen Bildern eine ganz andere Geschichte erzählt. Da wird das, worum es geht, an der Sprachwelt des Gleichnisses selbst sichtbar: Die eigene, so unscheinbare Lebenswelt - mit mehr oder weniger treuen Knechten, schlitzohrigen Verwaltern, sauerteigknetenden Hausfrauen u.v.m. - wird auf einmal Gottesreich-fähig; das eigene Leben hier und jetzt, der Alltag, wird Gott-fähig. Oben und Unten, das Ewige und das Vergängliche klingen wieder zusammen. Jesus mutet damit den Zuhörenden das Entscheidende zu: die geschenkte Gegenwart Gottes, seine nahegekommene Gottesherrschaft in der eigenen Welterfahrung als die entscheidende Alternative wirklich werden zu lassen oder nicht. Und die Alternative lautet: Das Gottesreich "bricht dort an, wo die Welt absolut wieder so wird, wie Gott sie im Anfang gemeint hat. Wo ein jedes, allem voran der Mensch, ganz es selbst ist, in Übereinstimmung mit seinem Wesen. Gerade so, wie es die ersten Seiten der Bibel nahezu sinnlich in der Schöpfungsgeschichte beschreiben" (Müller 43).

Und daher gilt es von dem, in dessen Person dieses Gottesreich zum Greifen nahe ist, nun zu berichten. Die Zeugen sprechen über den, der vor allen Augen ist, und haben dennoch Dinge zu sagen, die nicht allen Augen sichtbar sind.

Sie reden in aus der Tradition entnommenen Bildern, weil sie Jesus nur in seiner Beziehung zu Gott verstehen können. "Weil er Gott zur Welt kommen ließ, wurde er selbst als der kommende Gott, als Christus verstanden. Und mit der Zeit begann man umgekehrt, Gott ganz von diesem Christus her zu verstehen. Und man lernte begreifen, dass Gott eben jene Liebe ist, die der Christus in der Welt verkörperte" (Weder S. 7). Das ist übrigens die Grundbotschaft jeder erzählten Episode im Leben Jesu und das zeigt sich in anstosserregendster Weise gerade an dem Ort, der Himmel und Erde schon optisch zusammenbringt: im Kreuz Jesu. Jede religiöse Phantasie, jedes verwendete mythische Bild hat sich an der Realität des Gekreuzigten zu bewähren, weil das der entscheidende Ort ist, an dem sichtbar wird, was von Jesus bleibt. Wohlgedenkt: Nicht abgehoben von oder im Gegensatz zum Rest seines Lebens, sondern als die abgründige Konsequenz dessen, wie er gelebt und was er verkündigt und getan hat.

### *Zum Zweiten: Tod und Auferstehung: Was bleibt von Jesus?*

#### *Tod*

Jesus ist das Bild des lebens- und heilschaffenden Gottes auch und gerade an dieser Stelle, an der die Macht des Bösen, das Leid, die Gewalt und der Tod doch so offensichtlich das letzte Wort zu haben scheinen. In diesem absurdesten aller Tode, dem Mord an dem *einen* Gerechten, lässt Gott die pervertierte ‚Mächtigkeit‘ der Welt, die Macht von Gewalt, Sünde und Tod ins Leere laufen, weil er ihr noch einmal in den Armen des Gekreuzigten seine Liebe und seinen lebensschaffenden Heilswillen entgegenhält. Hier überbietet nicht einfach Gottes all-mächtige Liebe die Macht der Welt und die Gewalt der Sünde, in dem sie ihre Widersacher in die Knie zwingt, sondern hier unterläuft seine ohnmächtige Liebe die Grundstrukturen dieser Macht und legt dadurch ihre Nichtigkeit, ihre nur angemessene Mächtigkeit offen. Hier tobt sich die Gewalt der Sünde umsonst aus, weil sie als Antwort doch immer nur die Liebe erfährt und damit eben nicht das letzte Wort behält und so zu ihrem Ziel kommt. Das meint die heute so befremdlich wirkende Rede vom Tod Jesu 'um unserer Sünden willen'. Eine solche Liebe kann auch nicht durch den Tod zum Verstummen gebracht werden. Die menschliche Macht, Gewalt, Sünde läuft ins Leere, weil Gott auf sie mit seiner sich selbst aufs Spiel setzenden Liebe antwortet. "Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen" – „So fängt der Psalm 22 an, ein Gebet, das die bittere Not einer Seele herausschreit, aber zugleich das Hörenkönnen, also die Erreichbarkeit und Gegenwart, das Da-Sein dessen voraussetzt, dessen Abwesenheit es beklagt“ (Müller 45). Ein Gebetsschrei, der genau das wirklich werden lässt, was er ausspricht: Gottes paradoxe liebende Anwesenheit, die aber nur leise erahnt, erhofft, erschrien werden kann. In dieser herausgeschrienem Zusage wird deutlich: Gottes Liebe gibt auch an diese Stelle nichts und niemanden preis, weil sie hält, was sie verspricht. Deshalb bleibt sie Siegerin über den Tod. Nicht nur im Tod Jesu, sondern überall, wo es um Leben und Tod des Menschen geht, steht Gott sozusagen an vorderster Front, in dem er selbst auf seine Macht verzichtet, damit wir das Leben haben. So besiegt seine Liebe den letzten Feind, den Tod, und ich darf daher darauf vertrauen, daß Gott mir seine größte Gabe nicht vorenthalten wird: das Leben auch angesichts des Todes.

#### *Auferstehung*

Das ist im Übrigen genau das, was das Bekenntnis zur Auferstehung Jesu beinhaltet, denn all das, was uns die Evangelien nach der Passion erzählen, sämtliche Ostergeschichten sind Ausfaltungen dessen, was uns im Kreuz aufgeht:

In Leben und Sterben Jesu zeigt sich Gott so, wie er ist, als bedingungslos liebender und dadurch das Leben der Menschen unbedingt wollender und schaffender Gott. Ein solches Leben, wie es Jesus dahingibt, offenbart noch im Sterben Gott in dieser Abgründigkeit seiner liebenden Zuwendung. Und deswegen ist ein solches Leben auch und gerade angesichts dieses Todes nie getrennt von Gott - 'gotteswidrig' - vorstellbar, sondern als ein Leben in und aus Gott erkennbar und bekennbar. Denn die in ihm sichtbar gewordene Wahrheit kann durch den Tod nicht beendet werden. Das Ringen darum, das am Kreuz Erfahrene wenigstens ansatzweise zum Ausdruck zu bringen, spiegelt sich im Osterbekenntnis wie in den Ostererzählungen. „Wir sagen 'Ostern' dazu und meinen damit: Die Liebe Gottes trägt nicht!“ (Klaus Müller)

'Das leere Grab' - so lautet ein Gedicht von Kurt Marti, das das Gesagte vielleicht noch besser zum Ausdruck bringen kann:

ein grab greift  
tiefer  
als die gräber  
gruben

denn ungeheuer  
ist der vorsprung tod

am tiefsten  
greift  
das grab das selbst  
den tod begrub

denn ungeheurer  
ist der vorsprung leben

Freilich zum Bekenntnis dieser Wahrheit werden heute wie damals vorgeprägte Sprachbilder benutzt, inklusive der ganzen mythologischen Bilderwelt, die man traditionell damit verbindet - nämlich 'Gott hat sich zu ihm bekannt', 'Gott hat ihn auferweckt - am dritten Tag', 'das Grab ist leer', der Gekreuzigte 'erscheint' den Jüngerinnen und Jüngern als der Lebendige, der Auferstandene. In der Vielfalt der gewählten Bilder, den unterschiedlichen, z. T. widersprüchlichen Pointierungen der Ostererzählungen (die entsetzten Frauen am Ostermorgen, die herzensträgen Emmaus-Jünger, die suchende Maria von Magdala, der - zu Recht! - nachfragende Thomas), aber auch in der geradezu exstatischen Emphase eines Paulus in 1 Kor 15 wird deutlich, wie schwer die Suche nach dem wirklich angemessenen Ausdruck ist und wie individuell die jeweils gegebene 'Antwort' der biblischen Schriftsteller ausfällt.

Eine Vielfalt von machtvollen Oster-Bildern, die der nur subtil-werbenden Verletzlichkeit des am Kreuz in seiner ohnmächtigen Liebe offenbaren Gott eigentlich garnicht so recht zu Gesicht stehen wollen. Das Sichtbarsein Gottes im Angesicht des sterbenden Jesus ist in diesem Sinne nicht zwingend, weil es willentlich zu keinem äußeren Zwang mehr fähig ist. Ein Liebender setzt sich immer dem Vorwurf aus, daß er die andern der *Überzeugungskraft* seiner Liebe unterwerfe. Aus diesem Grunde muß der Liebende das Urteil über sich denen überlassen, die er liebt, d. h., er muß die Liebe selbst darüber entscheiden lassen, wer ihn versteht. Denn die Antwort der Liebe, um die es dem Liebenden allein geht, kann nicht erzwungen werden. Im Antlitz des Gekreuzigten wird ein Gottesbild jenseits aller Macht- und Allmachtsphantasien sichtbar, das sich in ganz anderer Weise als machtvoll erweist. Hier wird menschlicher Gewalt und Sünde nicht das Genick gebrochen, sondern sie werden angesichts der je größeren Liebe in ihrer nur angemäßen Mächtigkeit und damit ihrer Machtlosigkeit bloßgestellt.

Diese sich im Tod Jesu eröffnende Auferstehungshoffnung mag Ihnen vielleicht als eine allzu schwache erscheinen. Es ist freilich eine Hoffnung, die sich weigert, selbst noch einmal auf die Machtstrukturen der Welt zurückzugreifen. Auferstehung zeigt sich damit als jenes 'Wunder', dem es leise wie einem Vogel die Hand hinzuhalten gilt - wie dies einmal Hilde Domin formuliert hat. Die sich darin gründende Hoffnung für uns alle ist daher auch eine ganz andere als jene, wie sie uns traditionell in den kraftvoll-martialischen Bildern des Jüngsten Gerichts eingebläut worden ist. Hier gilt es aufzupassen, die Bilder nicht mit der Sache zu verwechseln; ja sie um der Sache willen kritisch zu dekonstruieren:

Tag des Zornes, Tag der Zähren,  
wird die Welt in Asche kehren  
wie Sybill und David lehren.  
Welch ein Graus wird sein und Zagen,  
wenn der Richter kommt mit Fragen

streng zu prüfen alle Klagen.  
Und ein Buch wird aufgeschlagen,  
treu darin ist eingetragen  
jede Schuld aus Erdentagen.  
Sitzt der Richter dann zu richten  
wird sich das Verborgne lichten  
nichts kann vor der Strafe flüchten.  
Weh, was werd' ich Armer sagen?  
Welchen Anwalt mir erfragen,  
wenn Gerechte selbst verzagen?  
....  
Wird die Hölle ohne Schonung  
den Verdammten zur Belohnung,  
ruf mich zu der Sel'gen Wohnung

Ist das Auferstehung? Im Gegenteil!

Vielleicht kommt hier ein Gedicht von M. L. Kaschnitz der gemeinten Sache am nächsten; sicher kennen es einige von Ihnen:

*Ein Leben nach dem Tod*

Glauben Sie fragte man mich  
An ein Leben nach dem Tode  
Und ich antwortete: ja  
Aber dann wußte ich  
Keine Auskunft zu geben  
Wie das aussehen sollte  
Wie ich selber aussehen sollte  
Dort

Ich wußte nur eines  
Keine Hierarchie  
Von Heiligen auf goldnen Stühlen sitzend  
Kein Niedersturz  
Verdammter Seelen  
Nur

Nur Liebe frei gewordne  
Niemals aufgezehrte  
Mich überflutend

Kein Schutzmantel starr aus Gold  
Mit Edelsteinen besetzt  
Ein spinnwebenleichtes Gewand  
Ein Hauch  
Mir um die Schultern  
Liebkosung schöne Bewegung  
Wie einst von tyrrhenischen Wellen  
Wie von Worten die hin und her  
Wortfetzen  
Komm du komm

Schmerzweb mit Tränen besetzt  
Berg-und-Tal-Fahrt  
Und deine Hand

Wieder in meiner

So lagen wir lasest du vor  
Schlief ich ein  
Wachte auf  
Schlief ein  
Wache auf  
Deine Stimme empfängt mich  
Entläßt mich und immer  
So fort

Mehr also fragen die Frager  
Erwarten Sie nicht nach dem Tode?  
Und ich antworte  
Weniger nicht

Von diesem ‚spinnweb-leichten‘, ‚leisen‘, ‚weniger nicht‘ überzeugt zu sein und überzeugend zu reden, ist die wohl schwierigste Aufgabe heutiger christlicher Verkündigung. Dort, wo sie sich von der heute zu Recht Anstoß erregenden Realitätsbehauptung der biblischen Bilderwelt verabschiedet, sich also weigert, diese dominant demonstrativen Bilder in einer nie intendierten Wörtlichkeit zu verstehen, – die Bilder also mit der Realität zu verwechseln –, scheint auf den ersten Blick nicht mehr allzuviel übrig zu bleiben von der Hoffnung, für die es Rechenschaft abzulegen gilt. Aber trösten Sie sich! Einem Paulus ist es auch nicht besser ergangen. Lesen Sie doch noch einmal das 15. Kapitel des Korintherbriefs. Mit welchen Problemen Paulus sich dort herumschlägt: Auferstehung - das bedeutet nicht dieses, aber auch nicht jenes; eine in einer Weise gegebene Antwort ruft diverse Einwände und Widersprüche hervor, die es in immer neuen und immer komplizierter werdenden Argumentationsrunden zu widerlegen gilt. Wenn Sie es etwas flapsig ausgedrückt haben wollen: Paulus eiert argumentativ gewaltig herum. Denn irgendwie scheint er zu fühlen, daß die ihm gewohnte und sonst so gefällig von den Lippen gehende Sprache mit ihren allzu kraftvollen Bildern und ihren allzu demonstrativen Behauptungen hier immer ein Stück zu kurz greift gegenüber dem, was er eigentlich ausdrücken möchte. Die Antwort, um die er ringt, wirft allzumal mehr Fragen auf als sie beantwortet. Mit dem Auferweckungsbekenntnis ist es, als befänden wir uns mit Paulus und allen neutestamentlichen Autoren in einem Bereich, in dem die gewohnte Sprache erst lernen muß, das zu sagen, was sie eigentlich sagen möchte.

Hierin kann man übrigens eine wunderbare Parallele zur Lerngeschichte Israels entdecken, das sich erst über einen langen Anweg an die Vorstellung gewöhnen konnte, daß man Gott, den man als befreienden Gott-für-die-Menschen erkannt hatte, den man als Schöpfer des Himmel und der Erde lobte, auch als den Herrn über den Tod bekennen durfte. Für den Ich-bin-da-für-Euch kann auch die Totenwelt, die Scheol, kein Machtbereich mehr außerhalb seiner Herrschaft sein. Denn erst angesichts des besiegten Schreckens namens 'Tod' bricht Gottes wahre Schöpfermacht endgültig Bahn: "Wenn Gott sich alle Mächte unterwirft und seine Königsherrschaft offenbart, wird auch der Tod vernichtet werden. Dann erst ist JHWH der einzige und unumschränkte Herr" (Kittel 89).

Ohne diesen Lern- und Erkenntnisprozess Israels bliebe auch die neutestamentliche Überlieferung sprachlos. "Was das Alte Testament als Erfüllung der Hoffnungen [...] am Ende der Zeit ersehnt, ist nach dem Neuen Testament mitten in der Geschichte [nämlich in Jesus von Nazaret] geschehen" (ebd. 101). Um den angemessenen Ausdruck für diese Überzeugung ringt nicht nur ein Paulus, sondern ringen alle christlichen Erzähler\*innen und Verkündiger\*innen vor und nach ihm. Sie tun es mit unterschiedlichen Bildern und in unterschiedlicher Sprache, und dasselbe alle christliche Verkündigung bis heute. Freilich an einem Punkt läßt auch ein Paulus sich nicht aus der Ruhe bringen. Weil er diesen Punkt als das tragende und angesichts des in Jesus Geschehenen wohlbegründete Ziel seiner ganzen Hoffnung bekennt. Diesen einen Satz kann man eigentlich nur in der absoluten Euphorik des Jubels stehen lassen, wie ihn Paulus einst als seine ununstößliche Überzeugung formuliert hat: "... dann wird sich das Wort erfüllen, das geschrieben steht: Verschlungen ward der Tod in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg?!"



## *Epilog: Was hat Jesus gebracht?*

Das christliche Bekenntnis hält daran fest, dass die wahre Bedeutung Jesu darin liegt, in ihm das Bild des liebenden und lebenschenkenden Gottes zu erkennen, und zwar bis in den letzten Abgrund menschlicher Existenz, den Tod selbst, hinein. Er ist die Definition Gottes für uns. Durch diesen Jesus von Nazaret kommt man mit Gott selbst in Kontakt. „Was hat Jesus gebracht?“ – so stellt Benedikt XVI. die entscheidende Frage, um sie mit dem schlichten Satz zu beantworten: Er hat Gott gebracht (Jesus von Nazaret, 149). Und gerade das hat unaufgebbare anthropologische Relevanz: „Vielleicht ist ein Gott, der selbst Mensch wird, das Größte, das dem Menschen widerfahren kann: ein Gott, der in die Größe, aber eben auch in die Niederungen seiner Schöpfung eingeht, indem er nun selbst Mensch wird – ja, der deshalb Mensch wird, weil er nur so seine von Anfang an ihm bestimmende Menschenfreundlichkeit offenbar werden lassen wollte.“ (Striet, Krippengeflüster 15)

An dieser konkreten Erfahrbarkeit Gottes festzuhalten; daran zu glauben, dass er der Welt und was in ihr geschieht nicht fern ist; dass er keine fremde Größe in unserem Leben ist, und dass gerade darum der Mensch kein verlorenes und wertloses Staubkorn im Weltall ist – das ist wohl der innere Kern des christlichen Glaubens an den einen Gott. Christinnen und Christen bekennen als geschichtlichen Ort dieser unaufhebbaren Zusage Gottes an den Menschen die Lebensgeschichte eines Menschen: Jesus von Nazaret. Dieses, von Paulus und der an ihn anknüpfenden Tradition als ‚Rechtfertigung‘ des Menschen bezeichnete Geschehen bedeutet konkret: Die Zuwendung Gottes als Anerkennung des Anderen wird zum einen in einem menschlichen Dasein selbst erfahrbar. Es ist ein Akt göttlicher Solidarität, der sich genau dort vollzieht, wo der Mensch in seinem Menschsein und seiner Würde bedroht ist. Eine an der Menschwerdung festgemachte Gottesrede beruht auf der Wahrheit, dass sich das Göttliche im Menschlichen zeigt, dass dieses Leben hier und jetzt eine göttliche Würde hat. Das geschieht, ohne dabei die vorhandenen Runzeln und Makeln einfach wegzuwischen. Aber diese haben eben nicht das letzte Wort, sondern bergen die Möglichkeit eines geschenkten Neuanfangs. Gott selbst wird zum Urbild wie zur Hebamme wahren menschlichen Lebens.

Zum anderen besteht die Konkretisierung aber gerade darin, dass dieses Geschehen als Befreiung des Menschen von allem Unterdrückenden, Entfremdenden und am Ende auch von jener Neigung zur Selbstrechtfertigung befreit, die meint, sich selbst auf Kosten der Anderen Groß-Machen-zu-Müssens. Dieses Lebenszusage Gottes ist kein ‚knappes Gut‘, um das gestritten oder gekämpft oder um die ‚konkurriert‘ werden muss. Sie gilt allen Menschen, ohne Einschränkung; ihnen allen wird die befreite Existenz des Nicht-mehrzuerst-zugreifen-und-machen-Müssens geschenkt. Darum wirkt gerade in einer Zeit, in der Selbstverwirklichung zum Fetisch geworden und menschliches Miteinander auf den Markt von Rentabilitäten reduziert ist, Martin Luthers Grunderkenntnis des ‚allein aus Gnade in Jesus Christus gerechtfertigten Sünders‘ immer noch oder erst recht wieder grundlegend befreiend. Denn der entscheidende christliche Grundsatz, der sich am Christusereignis selbst festmacht, lautet eben nicht ‚Du sollst‘ oder ‚Du musst‘, sondern ‚Du bist‘: Du musst dir dein Dasein, dein Leben, dein ‚du-selbst-sein-dürfen‘ nicht machen, verdienen, rechtfertigen, weder durch moralisches Spitzenverhalten, noch durch das, was du selbst leistest und dir daher ‚leisten‘ kannst. Es genügt, dass es dich gibt, weil Gott gesagt hat: ‚Sei!‘ und: ‚Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen!‘.

Wirklich ‚Selbst zu sein‘ und immer wieder neu Anfangen zu können, z.B. trotz Schuld wieder ‚ein anderer werden‘ zu können und das nicht restlos aus eigener Kraft tun zu müssen, das ist das entscheidende Versprechen des Christentums. Nur im Horizont einer solch grundlegenden, transzendenten Bejahung entkommt der Mensch wirklich jener prinzipiellen ‚Angst ums Dasein‘, in die jede auf sich allein gestellte, rein aufs Diesseits konzentrierte Existenz notwendig gerät. Selbst die subtilste Selbstveredelungs- und Selbstrechtfertigungstaktiken und -techniken schaffen es nämlich nicht, das Ärgernis des Todes aus der Welt zu schaffen. Christliche Hoffnung gründet und begründet sich in diesem ‚Funken von außen‘, diesem Gegenüber, das Glaubende ‚Gott‘ nennen, und sie provoziert mit dem Zusage, dass sich die Lücke zwischen dem, was ist, und dem, was als Erhofftes sein könnte, nicht durch unser Zutun, sondern durch das eines ganz Anderen schließen wird.

**Zitierte Literatur:**

Klaus Berger, Vom Verkündiger zum Verkündigten - anfragen an ein Programm, in: Jesus von Nazaret. Vorlesungen der Salzburger Hochschulwochen 1994, hrsg. v, H. Schmidinger, Graz [u.a.] 1995, 185-209

Gisela Kittel, Befreit aus dem Rachen des Todes. Tod und Todesüberwindung im Alten und Neuen Testament, Göttingen 1999

Klaus Müller/Bertram Stubenrauch, Geglaubt - Bedacht - Verkündet. Theologisches zum Predigen, Regensburg 1997

Magnus Striet, Krippengeflüster. Weihnachten zwischen Skepsis und Sehnsucht, Mainz 2007

Hans Weder, Mythisches Reden ist nicht zu ersetzen, in: Glaubensseminar für die Gemeinde. Publikation des Instituts für Erwachsenenbildung der evang.-reform. Landeskirche des Kantons Zürich, Heft 7, Zürich 1992, 7